

Klaus Bergdolt

Der Traum von der Gesundheit (16. 6. 2008)

Gesund zu sein, ist der sehnlichste Wunsch der Deutschen. Dies mag erklären, daß man die seit Jahrzehnten überfällige Reform des Krankenversorgungssystems “Gesundheitsreform” nennt. Bürokraten wollten suggerieren, es gehe im Grunde nicht um Entscheidendes oder Existentielles, primär eben *nicht* um die Organisation optimaler Vorbedingungen für die Versorgung und Rettung Kranker, sondern um eine Reform der Alltagsbedingungen Gesunder oder gar von Menschen, die nur in ihrem Wellness-Gefühl beeinträchtigt sind. “Gesundheitsreform” – ein beruhigender Ausdruck, der, wie so vieles in der aktuellen Reformdiskussion, nicht stimmig ist. Der Begriff “Gesundheit” ist positiv besetzt, er beruhigt – doch - und das ist das Thema meines Vortrags - seine Definition fällt extrem schwer! Mit einigen Normwerten, die von Schreibtischen und Labors in die Öffentlichkeit gezaubert werden, ist es jedenfalls nicht getan.

Was ist Gesundheit? Das ist unsere Kernfrage! Lassen wir einen Moment alle spitzfindigen Definitionskriterien beiseite. Der Arzt und Philosoph Karl Jaspers faßte die gesundheitliche Idealvorstellung der meisten Menschen mit folgenden Worten zusammen (**Abb. 1**): „Leben, langes Leben, Fortpflanzungsfähigkeit, körperliche Leistungsfähigkeit, Kraft, geringe Ermüdung, keine Schmerzen“, ein Zustand, in dem man den Körper „abgesehen von lustvollen Daseinsgefühl“ kaum wahrnimmt. Im Grunde verborgen, manifestiert sich die Gesundheit, so Jaspers, einer der kritischsten Beobachter der bundesrepublikanischen Szene bis in die Sechzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts, in den unterschiedlichen Aktionen und Planungen einer Persönlichkeit, in deren Zukunftsvisionen und natürlich in der

Leistungsfähigkeit, wobei der Einfluß von Gesellschaftsform, Religion, Bildungsgrad - natürlich - in unterschiedlichen Graden evident ist.

Leichter und populärer als die Gesundheit zu definieren (und auch Jaspers konnte sie nicht definieren!) erschien es seit uralten Zeiten allerdings, ihre Vorteile und positiven Folgen zu unterstreichen (**Abb. 2**). „Wo sie fehlt, kann Weisheit nicht offenbar werden, Kunst keinen Ausdruck finden, Stärke nicht kämpfen, Reichtum wird wertlos, und Klugheit hat keine Konsequenzen“, erkannte um 300 vor Christus der alexandrinische Arzt Herophilus, und 23 Jahrhunderte später hätte er in Deutschland wohl noch den Arbeitsplatz, des Deutschen zweithöchstes Gut, dazugezählt. Krankheit läßt auch ihn, sei er noch so attraktiv und hoch bezahlt, dahinschwinden. Die Sorge um die Gesundheit erscheint berechtigt und urmenschlich.

Dokumente und Zeugnisse, welche die Gesundheit betreffen, gehören zu den ältesten erhaltenen der Menschheitsgeschichte. „Du sollst mir Gesundheit geben und ein langes Leben und ein hohes Alter“, heißt es in einem Gebet aus der Zeit Ramses IV (d.h. um 1150 v. Chr.). Damit war ein Gott angesprochen, und Götter und Dämonen standen im ganzen Altertum im Verdacht, für Gesundheitsstörungen verantwortlich zu sein. Ärzte konnten – ungeachtet ihrer beeindruckenden Wissenschaftstradition - ohne göttliche Billigung keinen Erfolg haben; der gute Arzt – so lehrte es auch das Corpus Hippocraticum – baute selbst auf Gebete. Im christlichen Umfeld, im orthodoxen Judentum und im Islam war - und ist das bis heute - nicht anders: Gott bestimmt über Krankheit und Gesundheit, er teilt, wie einst die Parzen, die Lebenszeit zu. Um Menschen zu bestrafen und zu prüfen, gibt er mitunter - so die Auffassung der meisten frühen Theologen - dem Bösen, d.h. dem Teufel und Dämonen, die sämtlich Krankheiten bewirken können, einen weiten Spielraum. Es fiel vielen doch doch schwer, mit Augustinus und Calvin zu glauben, daß Gott Unglück und Krankheit direkt schickt und so wenig Mitleid mit den Menschen hat.

Gesundheitsstörungen hatten deshalb in der christlichen Theologie vor allem mit menschlicher Schuld zu tun. Im Paradies, vor dem Sündenfall, gab es keine Kranken und Sterbenden. Manche Apologeten und Kirchenväter, wie Basilios der Große oder Antonius der Einsiedler, hielten deshalb nur die *seelische* Gesundheit für wichtig. Andere, von Ignatius von Antiochien (um 110) bis zu Ambrosius und Augustinus (im 4. Jahrhundert), verwiesen dagegen auf die Rolle *Christi* als Vorbild, dessen Heilungswunder auch die Heilungsbemühungen der Ärzte legitimierten (und jede Bemühung um Gesundheit überhaupt!), obgleich sie zunächst die *spirituelle* Rettung des Menschen zum Ziel hatten! Körperliche Gesundheit war demnach nichts Schlechtes, weil Christus selbst, um ein Zeichen zu setzen, sie oft genug bewirkt hatte. In einer Welt, in der viele Christen den Märtyrertod geradezu erstrebt hatten, war diese Einschätzung zunächst alles andere als selbstverständlich! Dazu kam, daß die Medizin, wie man voller Skepsis bemerkte, eine heidnische Erfindung war (so etwa der Apologet Tatian im 2. Jahrhundert!). Allerdings war auch Lukas Arzt gewesen, hatte Paulus dem Timotheus medizinische Ratschläge gegeben und enthielt das Buch Jesus Sirach - im alten Testament - ein ausgereiftes Lob der Ärzte und der Heilkunde. Für unzählige christliche Intellektuelle – von Ambrosius bis zu Petrarca oder z.B. dem deutschen Humanisten Sebastian Brant (um 1500), dem Autor des Narrenschiffs, war es klar, dass seelische wie körperliche Gesundheit - wie die Erholung von Krankheiten - nur Resultat seelischer Harmonie und der Erkenntnis der menschlichen Geborgenheit in Gott sein kann. (**Abb. 4**) Hier das Beispiel des Boethius, des früheren Kanzlers Theoderichs, von dem wir gar nicht sicher sind, ob er Christ war. Der „Trost in der Philosophie“ geht aber genau in diese Richtung. Mancher Gedanke war den frühen Christen und Boethius von der Stoà und vor allem Seneca vorgegeben (**Abb. 5**). Sebastian Brant (**Abb. 6**) schrieb im Narrenschiff (1494), das der Humanist Locher (Philomusus) ins Lateinische übersetzt hatte:

Dixit insipiens in corde suo: Non est deus (der Narr spricht in seinem Herzen: Gott gibt es nicht – genau dies zeigt seine Krankheit)

Den nichtchristlichen Ärzten Roms (wie hier Galen! - **Abb. 7**) waren solche Zweifel am Sinn ausschließlich „naturwissenschaftlicher“, pragmatischer Medizin fremd (obgleich man auch hier Götter, Dämonen und Geister um Hilfe anflehte). Hier war eher die „positivistische“ Haltung des Herophilos repräsentativ. Weder die Stoà noch asketische Strömungen des Heidentums konnten den hippokratischen, alexandrinischen oder galenischen Mediziner davon abhalten, sich um die körperliche Gesundung seiner Patienten zu kümmern. Nach Galen galt sie sogar als „Scopus et finis medicinae“, d.h. als Zweck und Endziel der Heilkunde. Gesundheit galt im aufgeklärten Alltag der römischen Kaiserzeit als hohes Gut. Nach Galen sollte der Arzt, der sich um sie kümmert, allerdings das „Ganze“ im Auge haben (übrigens auch bei sich selbst!) und die Philosophie „in all ihren Teilen beherrschen, in der Logik, der Physik und der Ethik“. Auch eine Gesundheitspädagogik wurde angemahnt: Schon bei Kleinkindern sind demnach die Veranlagungen zu beobachten und durch Spiele und Übungen zu korrigieren. Entstehung, Ernährung, Wachstum und gesundes Gedeihen begründete Galen mit der aristotelischen Effizienz-Theorie, wonach sich die Natur einer höchst zweckgebundenen, von Gott gewollten „teleologischen“ Physiologie bedient. Sie bewirkt, daß jede Spezies, ob Tier oder Mensch, in der Regel überlebt und prosperiert. Was immer lebt, tendiert zur Gesundheit! Die Natur unterstützt die Gesundheit dadurch, daß sie nichts Unnützes oder Überflüssiges schafft und nichts, „daß es auf eine andere Art besser sein könnte“. Der gute Arzt sieht sich als ihr Diener.

Elegante Umschreibungen statt Definitionen – die Taktik des Herophilos wäre, um den Sprung in die Gegenwart zu wagen, durchaus im Sinn der modernen Sozialwissenschaften gewesen. Ist Gesundheit, so fragen die Soziologen heute, nicht bloß ein gesellschaftliches Konstrukt? Handelt es sich nicht um eine „Worthülse“, in die man alles hineinverpackt, wie es der

Zeitgeist erfordert, im Extremfall, wie es lange Zeit die Weltgesundheitsorganisation verlangte, selbst ein andauerndes und uneingeschränktes soziales Wohlbefinden? Bemerkenswert erscheint allerdings auch folgende Tatsache: Während Historiker, Soziologen und Sozialwissenschaftler verschiedenster Couleur immer neue Assoziationen und Definitionen vorschlagen, um bestimmten Paradigmen und Moden der Wissenschaft gerecht zu werden, blieb die *subjektive* Erwartung – geht man in der Kulturgeschichte auf Suche – in allen Epochen erstaunlich konstant und auf vernünftige Art und Weise bescheiden! Die gesundheitliche Idealvorstellung der meisten Menschen kreist und kreiste – ungeachtet kultureller Grenzen – um die von Jaspers zu Beginn definierten Parameter. Es gibt offensichtlich so etwas, wie es der Münsteraner Physiologe und Medizinhistoriker Rothschild zitiert hat, wie „fundamentale primäre Werthaltungen, die zur Führung und Erhaltung des Daseins notwendig sind“. Der Wunsch nach Gesundheit, gebunden an Schmerzfreiheit, körperliche und geistige Unabhängigkeit und eine bestimmte Hoffnungsfähigkeit gehört zu diesen Konstanten. Um sie herum gruppiert sich allerdings der 1000fach variierte, *individualisierte* Traum vom Gesundsein, der Traum von den Möglichkeiten, die einem die Gesundheit eröffnet. Aristoteles unterschied zwischen bloßem Leben und gutem, gelungenem Leben (eudaimonia). Zu diesem gehört Gesundheit.

Bereits vorher, spätestens zur Zeit der Vorsokratiker, um 500 vor Christus und wohl früher, erkannte man, dass die Definition der Gesundheit auch philosophische, politische, geistige und subjektive Aspekte zu berücksichtigen hat. Man erkannte, dass sie nicht nur, wie es die heutige medizinische Diagnostik nahe legt, einen naturwissenschaftlich positivistischen, sondern auch einen „psychologisch-moralischen“ Tatbestand darstellt (wie sich der 100jährige Hans Georg Gadamer 1997 in seinem bemerkenswerten Büchlein „Über die Verborgenheit der Gesundheit“ ausdrückte) (**Abb. 8**) mit einer stark

subjektiven Komponente. Was man mit seiner Gesundheit anfängt, wie man sie empfindet und wertet, ist vor allem kulturell bzw. biographisch vorgegeben. Trotz einer breiten Skala von Normwerten, an die man Ärzte und Patienten zunehmend zu gewöhnen sucht, ist sie deshalb im Grunde nicht messbar, sondern beruht - so Gadamer - auf der „inneren Angemessenheit“, d.h. der Übereinstimmung des Individuums mit sich selbst. Es war ein billiger Traum des 19. Jahrhunderts, der bis heute durch die Medizin geistert (man denke nur an den Begriff „quality adjusted life years“, mit dessen Hilfe manche GesundheitsökonomInnen Lebensrecht und Lebensfreude Schwerkranker klassifizieren möchten!), daß das menschliche Befinden objektivier- oder meßbar sei. Daß man Gesundheit rein mechanisch interpretieren kann, war freilich schon im 17. Jahrhundert eine populäre wissenschaftliche These. Sie entsprach dem - wie wir heute sagen würden - wissenschaftlichen Diskurs einiger „opinion-makers“ der Epoche!

Descartes schrieb 1637 (**Abb. 9**): Wie eine aus Rädern und Gewichten zusammengesetzte Uhr nicht weniger genau alle Naturgesetze beachtet, wenn sie schlecht angefertigt ist und die Stunden nicht richtig anzeigt, als wenn sie in jeder Hinsicht dem Wunsch ihres Konstrukteurs genügt, so steht es auch mit dem menschlichen Körper, wenn ich ihn als eine Art Maschine betrachte, die aus Knochen, Nerven, Muskeln, Adern, Blut und Haut... eingerichtet und zusammengesetzt ist.“ Theodor Craanen (**Abb. 10**), ein Leydener Medizinprofessor, verglich 1689 die tägliche Nahrungsaufnahme kühl mit dem Aufziehen einer Uhr! Und auch Julien de La Mettrie (**Abb. 11**), Autor des in der Aufklärung bewunderten Werks „L’homme machine“ (1747) - er war Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften - sah den Menschen als „Maschine, die ihre Triebfedern aufzieht“. Die Reduktion des aufklärerischen Menschenbildes und Gesundheitsbegriffs war eigentlich erstaunlich.

Die Basis der Gesundheit bildete, wie es schon Alkmaion von Kroton (um 500 vor Christus) propagierte, für die meisten Menschen bis zum 18. Jahrhundert eine Art Gleichgewicht von Säften, Gedanken, Elementen und „Qualitäten“. Ein Mensch, der nicht „in seiner Mitte“ ist, fühlt sich krank. Platon (**Abb. 12**) sah die Gesundheit in einem natürlichen Verhältnis von Beherrschen und Beherrschtwerden bedingt. Die mittelalterlichen Epigonen nahmen dieses Bild auf, auch die Aristoteliker. Für Thomas von Aquin stellte sich die Störung der Gesundheit als „disordinatio corporis“ dar. Der mittelalterliche Ordo sah ja vor, daß Makrokosmos und Mikrokosmos (d.h. der Körper des Menschen) im Lot sind und sich entsprechen, daß Frieden herrscht im Großen und Gesundheit im Kleinen. Würde, Gesundheit und Geborgenheit entsprachen sich (**Abb. 13**). Im Lucca-Codex mit Schriften der hl. Hildegard wird dies in mehreren Illustrationen deutlich. Vor allem die Vorstellung des Ausgleichs war uralte (**Abb. 14**). Sie hatte die uralte Tradition der Humoralpathologie („Viersäftelehre“) begründet, die Basis der alten Diätetik, die sich natürlich nicht nur auf das Essen und Trinken bezog, sondern eine umfassende Lebenskunst (ars vivendi) umfasste. Polybos, der legendäre Schwiegersohn des Hippokrates, hatte behauptet, dass allein die richtige Mischung der Säfte und Elemente die Gesundheit bewirkt: Zitat: „Der Körper des Menschen enthält Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle. Diese machen seine Natur aus und wegen dieser Säfte ist er krank oder gesund.“ Seit den Hippokratikern schwang so auch die Vorstellung mit, dass der Mensch für seinen Zustand verantwortlich sei. Er hatte, um gesund zu bleiben, ein Zuviel oder Zuwenig, d.h. Übertreibungen in jeder Richtung zu meiden und den Ausgleich in allen Lebenslagen anzustreben. Ich stelle noch einmal fest: Bereits um 500 vor Christus hatte Alkmaion von Kroton (**Abb. 15**) diese Richtung vorgegeben, von „Isonomie“ und Monarchie“ in der Struktur des Körpers gesprochen. Und Heraklit hatte - sogar noch etwas früher (**Abb. 16**) – gefordert, die divergierenden Kräfte sowie die Vorherrschaft einzelner Kräfte

und Säfte durch den Logos, ein (so war es hier gemeint – geistig kontrollierbares Prinzip im Zaum zu halten!

Die „eukrasia“ (Wohlmischung) der Körpersäfte wurde zum Symbol des ausgeglichenen Lebens. Man brauchte im übrigen keinen Arzt, um diese Lebensweisheit, die letztlich *philosophische* Wurzeln hatte, zu verstehen. Statt auf die Metaphysik setzten Alkmaion und Polybos auf die Eigenverantwortung. Hier (**Abb. 17**) das Schema der sogenannten „sex res non naturales“, das die Gebiete des Lebens zeigt, wo Mitte und Ausgleich besonders notwendig sind. Maimonides, der jüdisch-mittelalterliche Philosoph, welcher die antiken Ärzte gelesen hatte und ihre diätetische Tradition im Mittelalter fortsetzte, bemerkte hierzu: „Würde der Mensch so auf sich selbst achtgeben wie er auf das Tier achtet, auf dem er reitet, bliebe er von vielen ernststen Komplikationen verschont“. Heute wäre der Vergleich mit Autos, Besitz oder juristischen Ansprüchen angemessen.

Natürlich ist die Frage berechtigt, ob und wie weit solche Definitionen, Modelle und Bilder für den heutigen Menschen - über einen gewissen historischen Unterhaltungswert hinaus - von Bedeutung sind. Stellt unser Wissen über den Einfluß der Gene auf unser Befinden eine solche Gesundheitsphilosophie, welche auf Selbstkontrolle und Eigenverantwortung baut, nicht radikal in Frage? Zweifellos haben wir mit der These, Gesundheit stelle den Beweis eines geordneten Lebens dar und habe deshalb eine moralische Dimension, unsere Schwierigkeiten. Wir sollten die antiken Empiriker und ihre mittelalterlichen Epigonen hier aber nicht unterschätzen. Sie wußten sehr wohl, daß die „Natur“ des Menschen ihm individuell differierende Grenzen setzt, innerhalb derer eine Entscheidung für oder gegen die Gesundheit – durch eine entsprechende Lebensführung – durchaus möglich und sinnvoll erschien. Was ist Tugend, fragte noch Goethe deshalb bewusst. Und seine einfache Antwort lautete: „Ein sehr schöner Name für das einfachste Ding: Gesundheit“.

Die Demontage der Eigenverantwortung für das körperliche und seelische Ergehen ist allerdings – Folge einer verderblichen Versicherungsmentalität, aber auch schleichenden Entfernung von den ethischen Wurzeln unserer Gesundheitskultur – in vollem Gange. Einige amerikanische Soziologen halten Appelle an die Eigenverantwortung geradezu für unethisch, weil die meisten Menschen, was ihr Gesundheitsverhalten angeht, *sozial* konditioniert seien. Raucher könnten deshalb gar nicht anders als rauchen, Belebte nicht anders als essen.

Viele von uns neigen dazu, sich dann gesund zu fühlen, wenn wir unseren Körper nicht wahrnehmen. Der französische Physiologe und Chirurg René Leriche (**Abb. 15**) sprach in seiner berühmten Definition vom „Schweigen der Organe“ (hier ein Dia, weil diese Definition gerade unter Ärzten ungeheuer populär geworden ist). Mit zunehmendem Alter wird dieses „Schweigen der Organe“ immer wünschenswerter. Allerdings schließt - Mediziner machen diese Erfahrung täglich - die subjektive Erfahrung des „Schweigens der Organe“ leider selbst schwerste Krankheiten keineswegs aus – man denke an bestimmte Psychosen und Neurosen oder Frühstadien von Infektionskrankheiten, aber auch von Krebs! Der philosophisch-anthropologische Aspekt der Krankheitsdefinition, der von der normierenden, messenden Medizin nicht erfasst werden kann, wird erneut deutlich. Die Laborwerte mögen Schreckliches ankündigen, das betreffende Individuum hält sich für gesund (ein subjektiv beneidenswerter Zustand, der ihm belassen werden sollte). „So lange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch das Recht, sich für gesund zu halten“, erkannte der Dichter Christoph Martin Wieland 1778 (**Abb. 16**), Prinzenerzieher am Hof Karl Augusts in Weimar, zu Recht. Oder ist es objektiv besser, sich krank zu fühlen, wenn kein Arzt und keine medizinisch-technische Assistentin eine Spur einer Erkrankung messen können, wenn also nur die neurotische oder - vorsichtiger ausgedrückt - *subjektive* Tendenz besteht, an die eigene Krankheit zu glauben? Viele Ärzte,

vor allem aber die wirklich Kranken (mit technisch objektivierbarer Diagnose), die sich nach dieser Situation natürlich sehnen, würden dies bejahen. Wie dem auch sei: Auch die Definition des „Schweigens der Organe“ setzt einen reduzierten, mangelhaften und letztlich technischen Gesundheitsbegriff voraus.

Gesundheit verbindet sich, zumindest in der europäischen Kulturgeschichte, mit mehr, u.a. mit einem Gefühl der Hoffnung und Freiheit. Es fällt in Virchows Tradition, also gemäß dem Denken des naturwissenschaftlichen Positivismus, schwer, dem zu folgen: doch selbst ein Schwerstkranker, der im Sterben liegt, kann Hoffnung haben, z.B. dank seiner religiösen Bindung. Gesundheit und Krankheit werden nach solchen Definitionen zu sehr relativen Begriffen.

Obgleich sie sich – historisch gesehen – aus der subjektiven Sicht der Betroffenen enger und einheitlicher darstellt, als es die meisten Soziologen zugeben, ist die Gesundheit, wie ich meine, nichts weniger als statisch. Sie stellt vielmehr ein Fließgleichgewicht mit unsicheren Grenzen dar, das vielerlei Einflüssen unterworfen ist. Wie die Puppen in Kleists Marionettentheater erreicht der Gesunde, bildlich gesprochen, eine Art Schwerelosigkeit, die niemals erzwungen werden kann. Das Steady State des Wohlbefindens wird ohne besondere Anstrengung gehalten, während der Labile, Gefährdete und Kranke sich vergeblich bemüht. Diese physiologische wie subjektive Labilität des Gesundseins erschwert - dies wird jeder praktisch tätige Arzt einräumen - nicht nur seine Messbarkeit, sondern auch die Abgrenzung zur Krankheit. Jeder Mensch erlebt „das Gefühl der Gesundheit, des Wohlbefindens, der Zufriedenheit“ – trotz aller gemeinsamen Erwartungen – „durchaus persönlich“ (**Abb. 17**), wie der Dichter Novalis um 1800 schrieb. Gesundheit lässt sich – ich wiederhole - nicht normieren. Sie ist nicht nur positiv zu bewerten, und Krankheit eo ipso nicht nur negativ erfahrbar. Novalis geht so weit, zu behaupten, daß mancher Kranke aus seiner

Krankheitserfahrung so viel Weisheit schöpfe, daß diese zu seiner Gesundheit beitrage. Krankheiten sind „Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemütsbildung“. Das erinnert an den Maler Edvard Munch, nach dem jemand, der nie krank war, wie einer, der nie gereist ist, irgendwie beschränkt bleibt. Heraklit (**Abb. 18**) (um 500 vor Christus) werden ganz ähnliche Erkenntnisse zugeschrieben.

Daß die berühmte (**Abb. 19**), zu Recht häufig kritisierte Gesundheitsdefinition der WHO (von 1948) von einem statischen Zustand völligen körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens ausgeht, ist tatsächlich bemerkenswert. Es reflektiert – abgesehen von dem problematischen Menschenbild, das dahinter steckt (einem Menschenbild, das Schmerz und Negatives aus dem Menschsein eliminiert) – den aus den westlichen Industriestaaten exportierten Irrtum, der Mensch kenne im Grunde nur zwei körperliche Befindlichkeiten: Krankheit und Gesundheit, volkswirtschaftlich gesprochen: Krankheit und Arbeitsfähigkeit.

Diese Vorstellung wurde seit dem späten 19. Jahrhundert durch die Sozialgesetzgebungen der westlichen Staaten begünstigt. Sie kann (bei allen Vorzügen und positiven Folgen der Bismarckschen Sozialgesetzgebung, die hier Pilotprojekt war, wie man heute sagen würde) schon deshalb nicht befriedigen, weil jedes Individuum zwischen Beschwerdefreiheit und zumindest subjektiv empfundenen Leiden hin- und herschwankt. Diese „Zwischenzone“ – sie umfasst die meisten Kopfschmerzen, Menstruationsbeschwerden, aber auch häufig Schlaflosigkeit oder gewisse Stressreaktionen – hat, wie schon Herophilos oder Galen lehrten, in den meisten Fällen keinen Krankheitswert, sondern gehört gerade zur natürlichen Erfahrungswelt des Menschen. Galen, den ich schon erwähnte, beschrieb deshalb - neben der echten Krankheit und völligen Beschwerdefreiheit - einen dritten, für die Menschen geradezu charakteristischen Zustand. Dieser Status sei als „Weder krank noch gesund sein“ zu umschreiben, als „Keines von

beiden“ (lateinisch „non utrum bzw. ne utrum“, wie man im Mittelalter übersetzte, wovon sich unser Begriff „Neutrum“ ableitet!). Michelangelos Klage „mit Fieber, Stichen, Zahn- und Augenschmerzen“ durch die Welt gehen zu müssen (in einem Brief an Vittoria Colonna), charakterisiert das durchschnittliche Befinden der Weltbevölkerung – gestern wie heute - weitaus treffender als das von vielen ersehnte „Schweigen der Organe“. Erst der zunehmende Gebrauch von Schmerz- und Kreislaufmitteln, aber auch das neue Fitness-Ideal (und nicht zuletzt die Pseudo-Gesundheits-Propaganda von Ärzten und Krankenkassen in den goldenen Zeiten des westdeutschen Wirtschaftswunders, alles sei machbar und bezahlbar!) nivellierte die uralte Erfahrung, dass Störungen der Befindlichkeit zum Leben gehören, dass die Krankheit eine „notwendige Lebensäußerung einer nun einmal befristeten, von Sorgen belasteten Existenz darstellt“ (Heinrich Schipperges).

An dieses empirisch kaum bestreitbare Faktum knüpfen die meisten Autoren unserer Zeit an. Man unterstreicht zu Recht, daß nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Krankheit und jener „neutrale“ Zustand Galens wellenförmige Phänomene darstellen. Der kranke, von Beschwerden geplagte Mensch hat einen Trost: Schlechtere Zeiten enthalten den Keim für bessere. Nicht nur für Goethe bewirkte (ich zitiere) „das ewige Auf und Ab der Stimmungen und körperlichen Zustände... immer neue Versuche, ja Schübe der Gesundheit, das Optimum zu erreichen“. Goethe kannte offensichtlich die antike Sportmaxime „Melius ad summum quam in summo“. Carl Gustav Carus (**Abb. 20**), Maler, Schriftsteller und zeitweise Goethes Arzt, betonte: „Gerade eine von Grund aus gesunde Natur äußert sich darin, dass sie auch, wenn man so sagen darf, gesunder Krankheiten fähig ist, d.h. dass Krankheiten – physische und psychische – von welchen nun einmal kein Sterblicher ganz unangetastet bleibt, in einem gewissen regelmäßigen Gange und mit kräftigen und vollkommenen Entscheidungen sich entwickeln und vorübergehen“. Wirklich gesund ist der, welcher ab und zu durchaus erkrankt

und danach wieder in der Lage ist, gesund zu werden, der Krankheiten als Normerscheinungen verarbeiten kann. Für Gesundheit spricht, so Carus, auch der äußere Erfolg, das „Lebenskunstwerk“. Hier klangen Stimmen des 18. Jahrhunderts nach, etwa des Leipziger Arztes und Anthropologen Ernst Platner, der mit Leibniz im Briefverkehr stand: Bei Tieren erweist sich, so Platner, Gesundheit in der Sättigung des Hungers, des Durstes, der natürlichen Wollust, in Freyheit, Sicherheit, bequemer Richtung der Glieder und Entfernung alles sinnlichen Schmerzes, bei Menschen: zudem durch ein „Gefühl der Schönheit, Ordnung, Proportion, des Neuen“. Das Erlebnis und der Sinn für das Schöne fördert Gesundheit. Übersteigt die Krankheit dagegen ein gewisses Maß, wird der Genuß des Schönen - so die bittere Erkenntnis - verwehrt. Verhaltensforscher wie Eibl-Eibesfeld haben hierauf immer wieder hingewiesen, während Kunsttheoretiker oder Sozialwissenschaftler angesichts solcher Thesen eher unruhig werden.

Auch nach Georges Canguilhem (**Abb. 21**), dem französischen Medizintheoretiker unserer Zeit, zählen gelegentliche Erkrankungen zur „Norm des Lebens“. Seine hieraus abgeleitete Gesundheitsdefinition lautet: „Was die Gesundheit ausmacht, ist die Möglichkeit, die das augenblicklich Normale definierende Norm zu überschreiten, Verstöße gegen die gewohnheitsmäßige Norm hinzunehmen und in neuen Situationen neue Normen in Kraft zu setzen“. Ob das bei einer bestimmten Krankheit zutrifft, kann man im voraus allerdings schwer wissen. Es ist wohl eine starke geistige Einstellung, die hier die Kraft verleiht, über der Sache zu stehen.

Man sollte - und damit bin ich am Ende meines Vortrags angelangt - mit dem Begriff Gesundheit (lateinisch „salus“ - in den romanischen Sprachen ist er mit Rettung verwandt!), ein bißchen mehr verbinden als Schmerzfreiheit und Unbeschwertheit. Fordert man diese für die eigene Existenz ein, liefert man sich (auf Dauer) utopischen Forderungen aus und kann eigentlich nur unglücklich werden. Damit hätte man nach Alkmaion die Gesundheit wirklich

verloren! Permanent einem uneinlösbaren Wunsch anzuhängen, zerstört die Ordnung des Körpers. Gesundheitsstörungen gehören naturgemäß und von vorneherein zum Leben. Ihre Wertung ist von komplexester Art. Wer glaubt, man kann sie allein messend begreifen - rein naturwissenschaftlich, rein ökonomisch -, steht im Verdacht, ein sehr reduziertes Menschenbild zu haben. Und in der Tat: Weder für die Ausbildung künftiger Ärzte noch für unsere individuelle Vorsorge wäre das wünschenswert. Was ist Gesundheit? Hier noch einmal, zum Abschluß, eine Passage aus einem ägyptischen Gebet (**Abb. 22**). Viel weiter sind, glaube ich, auch unsere Wünsche nicht gekommen!